

Zeitschrift:	Freidenker [1956-2007]
Herausgeber:	Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band:	50 (1967)
Heft:	9
 Artikel:	Vom Sinn des Lebens und anderem : ein Gespräch
Autor:	Brauchlin, E.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-411535

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Sinn des Lebens und anderem

Ein Gespräch E. Brauchlin

Situation: Zwei Männer, hier mit **G.** und **F.** bezeichnet, im Stadtpark auf einer Gartenbank. Sie hatten von den Wetterkatastrophen in aller Welt, gegen die der Mensch trotz aller Technik doch machtlos sei, gesprochen, anschliessend vom Elend im allgemeinen und von der Kriegsgefahr, die wie eine schwere Hagelwolke über der Menschheit liege.

Dann:

G (aufseufzend). Ja, es wäre wirklich zum Verzweifeln, wenn man dem Leben trotz allem gegenteiligen Schein nicht doch einen Sinn abzugewinnen vermöchte.

F. Abzugewinnen? Nach meiner Ansicht müssen wir dem Leben, wenn es einen Sinn haben soll, schon einen **geben**. Denn an sich hat das Leben ja keinen Sinn; es ist einfach ein Zustand, für die Gesamtnatur ein dauernder, für das Einzelwesen ein zeitlich sehr beschränkter.

G. «Wir», sagen Sie. Wer sind die «Wir»? Sie? Ich? Der Herr Professor Soundso?

F. Jawohl, und dazu die Milliarden andern.

G (auflachend). Das gäbe mir ein schönes Kuddelmuddel, wo kaum zwei Menschen unter einen Hut zu bringen sind!

F. Ist nicht so schlimm. Denn darüber, warum und wozu er lebe, denkt der Mensch im allgemeinen nur in ausgesparten Augenblicken nach; im übrigen empfindet er sein Dasein eben als den natürlichen Zustand, und er kämpft in irgend einer Weise für und um sein Leben auch unter den allerschlimmsten Verhältnissen, ganz wie jedes Tier, ganz wie jede Pflanze. In der Anpassung an die Umweltsverhältnisse manifestiert sich der naturgegebene Wille zum Leben, vorsichtiger ausgedrückt: der Lebenstrieb. Ein einziges Beispiel aus der Natur: Sehen Sie sich die stolze, hochgewachsene Föhre in unsren Wäldern an. Dann steigen Sie in die Berge hinauf, bis über die Waldgrenze. Auch da finden Sie Föhren; Sie erkennen Sie sofort am Nadelpaar in der gleichen Scheide. Aber **wie** finden Sie sie? Stammlos, dem Boden nachkriechend, erhebt sie ihre Zweige nach mehr als halbjähriger Kerkerhaft unter tiefem Schnee höchstens einige Fuss hoch über den Erdboden, aber sie ist da, ist Föhre, sie lebt, und das ist der Sinn ihres Daseins, dass sie lebt!

G. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus mögen Sie schon recht haben, und zwar verstehen Sie sich auf poetische Schilderung. Aber mit dem Menschen lässt sich das doch gar nicht vergleichen; der Mensch hat einen verstehenden Geist und eine fühlende Seele, er hat Lebensbewusstsein, was von Ihrer Legföhre nicht zu sagen ist. Er hat aber auch – wie soll ich sagen – ein Selbstwert-Bewusstsein. Der Niedrigste weiss, dass er in **einem** Punkt dem Höchsten gleichgestellt ist, dass also sein Leben denselben Sinn hat wie das des scheinbar vom Schicksal Bevorzugten.

F. Sagen Sie mir: welchen Sinn, und wer hat diesen festgelegt?

G. Auf Ihre erste Frage: einen ins Ewige ausstrahlenden, der das zeitliche Dasein überhaupt rechtfertigt. Auf Ihre zweite: Der ans Endliche gebundene und im Endlichen begrenzte Mensch kann seinem Dasein selbstverständlich nicht selber einen Ewigkeitswert beilegen, abgesehen von der Milliardenzahl von In-

dividuen und angesichts der zahllosen Denkweisen in den verschiedenen Kulturen. Es muss also eine übermenschliche, absolut souveräne Instanz vorhanden sein, die dem Dasein, vor allem dem menschlichen, bei der Schöpfung den Daseinszweck, also den Sinn des Lebens, mitgegeben hat.

F. Woher wissen Sie das?

G. Aber bitte, es gibt doch eine Offenbarung! Außerdem ist es logisch, dass Ewiggültiges nur aus dem Ewiggültigen herkommen kann.

F. Die Logik ist ein Baugerüst, das sich überall aufstellen lässt; es kommt aber auf den Grund an, wo es aufgerichtet wird, ob es etwas tauge.

G. O Sie! Gibt es einen festeren Grund als das Ewig-Eine, das wir Gott nennen!

F. Ja. Darauf lassen sich die allergewagtesten Spekulationen und Wunschträume aufbauen.

G. Ach so –! Da hat mich der Zufall wohl mit einem Atheisten zusammengeführt?

F. Mit einem Freidenker.

G. Das wird wohl auf eins herauskommen.

F. Nein. Das Wort Atheist enthält nur eine Verneinung. Freidenken deutet eine Geisteshaltung an: denken ohne irgendwelche dogmatische Schranken. Dieses führt allerdings unweigerlich zum Atheismus. Uebrigens scheinen Sie selber auch nicht ganz sattelfest im Glauben zu sein.

G. Ich??? Da kommen Sie an den Rechten! Ich verstehe nicht, was Sie auf diese Vermutung führen konnten!

F. Sie haben vom Zufall gesprochen.

G. Ja, es war doch so: Als ich hieherkam, waren die einen Bänke besetzt, andere standen an der prallen Sonne. Da blieb mir nichts anderes übrig, als mich zu Ihnen zu setzen. Das war doch ein Zufall, oder nicht?

F. Unbedingt. Ich möchte Sie nur darauf hinweisen, dass Gottesglaube und Zufallsglaube nicht in einen Topf gehören.

G. Was hat das eine schon mit dem andern zu tun!

F. Sehr viel! Als Zufall gilt das Zusammentreffen zweier Reihen von Ursachen und Wirkungen, die miteinander nichts gemeinsam haben als eben den Zusammenstoß.

G. Nun, und?

F. Nehmen wir ein konkretes Beispiel: Ein Mann wird auf dem Weg von einem fallenden Dachziegel erschlagen. Wäre er nur wenige Sekunden früher oder später weggegangen, hätte er seine Schritte etwas beschleunigt oder verlangsamt, hätte er beim Zebrastreifen etwas länger oder weniger lang warten müssen, hätte anderseits die Böe nicht gerade in dem betreffenden Augenblick und nicht gerade unter den Ziegel gefegt, der wegen der verwitterten Nase nicht mehr festsass, so wäre das Unglück nicht geschehen.

G. Was weiter?

F. Nun stehen wir vor einem Entweder-Oder. **Entweder** sind Sie vorbehaltlos gläubig. In diesem Falle müssen Sie annehmen, Gott habe alle diese scheinbar belanglosen Beschleunigungen oder Verzögerungen vorgesehen gehabt, und auch den Windstoss unter den Dachziegel geleitet zu dem Zweck, den Mann zu sich in die ewige Heimat zurückzuberufen, wie es in den Todesanzeigen so schön heisst. **Oder** Sie glauben an den Zufall. Dann ist Gott ausgeschaltet. Demnach können Dinge geschehen, die im Weltenplan nicht vorgesehen waren, von denen Gott nichts weiss, vielleicht sogar gegen seinen Willen geschehen sind. Ein Drittes gibt es nicht.

G. O doch! Was uns als Zufall erscheint, sieht eben nur aus menschlicher Sicht so aus. Könnten wir tiefer blicken, so würden wir in dem Scheinzufall ohne weiteres Gottes Hand erblicken.

F. Mit dem Ziegel. Damit sind wir genau wieder beim «Entweder» angelangt.

G. Uebrigens — Zufall — das Wort liegt so im Sprachgebrauch. Man kann doch nicht immer an die letzten Gründe und Konsequenzen denken!

F. Besteht keine Gefahr, dass es geschehe. Doch um beim Sprachgebrauch zu bleiben: Kein anderes Wort aus dem religiösen Gebiet ist im Sprachgebrauch dermassen häufig wie das Wort «Gott». Man benützt es beim Beten wie beim Fluchen, beim Beschwören, Beteuern, als Ausruf des Erstaunens, Erschreckens, als Ausdruck der Freude wie des Schmerzes, immer gedankenlos.

G. Es wird tatsächlich viel Missbrauch damit getrieben. Streng genommen sollte man es nur im Gebet verwenden.

F. Noch strenger genommen, sollte man überhaupt nicht beten.

G. Hören Sie auf!

F. Einen Augenblick Geduld. Ich meine damit im besondern das **Bittgebet**.

G. (abwehrende Handbewegung)

F. Weil ein solches mit dem Glauben an die Unabänderlichkeit der göttlichen Ratschlüsse in ebenso krassem Widerspruch steht wie der Glaube an den Zufall. Wie die Theologen sagen, ist das zeitliche und ewige Los eines jeden Menschen von allem Anfang an festgelegt; nichts ist ausscheidbar, nichts kann dazukommen. Demnach sind all Ihre Bitt-, Wunsch- und Beschwörungsgebete zwecklos, und dazu halten Sie, selbstverständlich ohne dessen bewusst zu sein, Gott für beeinflussbar, launisch, etwas hart ausgedrückt: für bestechlich.

(**G** fährt unwillkürlich auf.)

F. Ich mache Ihnen aber nicht den geringsten Vorwurf daraus. Sie bewegen sich damit durchaus im Auffassungskreis der christlichen Glaubenslehren mit ihren Ungereimtheiten, Widersprüchen und Gegensätzlichkeiten. Man sehe sich nur die Zersplitterung der Christenheit in Konfessionen und unzählige Sekten an.

G. Diese ist gewiss zu bedauern. Trotzdem — wir glauben alle an **einen** Gott.

F. Nur schade, dass dieser Eine es mit all seinen Offenbarungen — Schöpfung, Prophetie, Christus — nicht fertiggebracht hat, seinen Gläubigen ein einigermassen einheitliches Bild seines Wesens zu vermitteln.

G. O diese Auffassungsunterschiede sind, gemessen an der einen grossen Wahrheit **Gott**, doch völlig bedeutungslos!

F. Ist es beispielsweise wirklich so gleichgültig für den einzelnen Menschen, ob Calvin recht habe, nach dessen Vorherbestimmungslehre der Mensch ein willenloses Werkzeug in der Hand Gottes ist, zum voraus für den Himmel oder die Hölle bestimmt, so sehr er sich anstrengen mag, durch Gebete und gute Werke dieser zu entrinnen — oder ob die katholische Theologie auf dem rechten Wege sei, die zwar auch die Prädestination lehrt, dieser aber einen Schuss freien Willens beimischt? Der Mensch steht hier doch vor einer Entscheidung — zutreffender gesagt: er **stünde** vor einer, wenn er nicht im urteilsunfähigen Kindesalter mit dem verschwommenen Geistes- und Gefühlsgebilde Religion dermassen durchtränkt worden wäre, dass es ihm lebenslang innehaltet, als hätte er es von der Natur als Anlage mitbekommen.

G. O Sie! Der Alltagsmensch ist kein Theologe! Er kümmert sich um diese Spitzfindigkeiten nicht.

F. Und doch genügten sie seit dem Aufkommen des Christentums, die sanften Kinder Gottes in blutrünstige Ungeheuer zu verwandeln, die mit Mord und Brand und Raub über ihre Glaubensbrüder herfielen, nur weil sie mit einer etwas andersgefärbten theologischen Lehrmeinung infiltriert worden waren.

G. Mittelalter, Mittelalter!

F. O nein, Neuzeit, die bekanntlich von der Reformation an gerechnet wird. Da fing's mit den Religionskriegen erst recht wieder an. Wir brauchen aber gar nicht von solchen zu sprechen. Auch in rein politischen Kriegen, wo es um Macht, Länderraub, Völkervergewaltigung ging, wie in den beiden Weltkriegen, spielte die Gemeinsamkeit im einen Glauben an den einen Gott nicht die geringste Rolle. Gott ward zum Mars in tausend Nöten, der nicht wusste, wo er zum Siege verhelfen, wo er vernichten sollte, denn die frommen Gebete um kriegerischen Erfolg stiegen aus allen Lagern zu ihm empor.

G. Ganz unrecht haben Sie damit nicht, wenn Ihnen dabei auch etwas Gotteslästerung unterlaufen ist. Aber gerade angesichts solch offenkundiger Irrungen, Irreführungen und apokalyptischer Katastrophen, die alle menschlichen Werte in Frage stellen, drängt sich die Erkenntnis auf, dass der Sinn des Lebens — davon gingen wir ja aus — sich nicht aus dem irdischen Dasein allein ableiten lässt, sondern nur im Zusammenhang mit einem Sein höherer Art verstanden werden kann. Ich gehe noch einen Schritt weiter und sage: der Sinn des irdischen Lebens steht oder fällt mit der Annahme oder Verneinung eines ewigen Seins ohne alle Zweifel, Glaubensunterschiede, Leidenschaften, zu dem unser Erdenleben die unerlässliche Vorstufe, das unvollkommene Präludium darstellt.

F. Das haben Sie sehr schön gesagt. Aber ich muss dazu bemerken, dass ich mir von einer Oper, deren Vorspiel, wie Sie selber zugeben, von Dissonanzen strotzt, nicht viel verspreche, und von ihrem Komponisten schon gar nichts. Doch möchte ich nun nicht in Bildern sprechen. Nach Ihrer und Ihrer Glaubensgenossen Auffassung besteht der Sinn des Lebens in der Hoffnung auf, sogar im Glauben an einen dem Erdenleben folgenden ewigen Zustand der Glückseligkeit im Jenseits.

G. Wir glauben und hoffen nicht nur, wir haben die Gewissheit.

F. Glauben im religiösen Sinne bedeutet genau so viel wie Gewissheit oder Ueberzeugung, hat aber mit Wahrheit nichts zu tun. Es gab eine Zeit, wo man die Gewissheit hatte, die

Erde sei eine Scheibe, sie werde von der Sonne umkreist, man hielt Mammutknochen für die Ueberreste eines menschlichen Riesengeschlechtes, und dergleichen. Man stützte sich auf den täuschenden Augenschein. Für Ihren Jenseitsglauben können Sie aber nicht einmal diesen ins Feld führen. Aber er ist auch ohne das durchaus erklärlich. Solche Phantasiegebilde hat es zu allen Zeiten und überall in irgend einer Form gegeben. Unsere Vorfahren, die alten Germanen, hatten ihr Walhalla, die Indianer die ewigen Jagdgründe, die Mohammedaner haben ihr Paradies, und, achten Sie darauf: alle diese Vorstellungen sind dem irdischen Anschauungs- und Erlebniskreis entnommen, im besondern dem Kreis der im Erdenleben unerfüllten Wünsche. Zwei davon treten ganz besonders hervor. Einmal der Wunsch nach **Unvergänglichkeit** des eigenen Ichs als Auswirkung des natürlichen Selbsterhaltungstrieb. Dann die **Glückssehnsucht**. Diese spielt begreiflicherweise um so stärker mit, je unbefriedigender, bedrückender die irdischen Lebensverhältnisse sind. Dazu kommt noch ein Drittes: Der Unterdrückte, Darbende, Verachtete empfindet seinen Zustand selbstverständlich als Ungerechtigkeit; ihn verlangt nach **Ausgleich**. Und weil er diesen auf Erden nicht erwarten kann, verlegt er ihn hoffend ins Jenseits. In diesem wohlbegreiflichen Gerechtigkeitsverlangen schwingen aber auch Hass- und Rachegefühle mit. Daher genügte die Vorstellung eines Himmels der Glückseligkeit nicht. Der Gegenpol, die Hölle, musste mit dabei sein. Diesem menschlich so begreiflichen Bedürfnis hat Christus, wie ihn die Bibel schildert, Rechnung getragen, indem er seinen Zuhörern — und das waren ja in der Hauptsache die Schlechtweggekommenen — die nicht gerade nach Feindesliebe anmutende Geschichte vom armen Lazarus in Abrahams Schoss und dem in der Hölle schmachtenden reichen Mann erzählte. Weil aber Jesus sie erzählt hat, gilt sie bis auf den heutigen Tag als eine rührende, schöne und hochmoralische Geschichte.

G. Sie sehen die Dinge mit eigenen Augen an, das muss man Ihnen lassen.

F (lächelnd). Dazu habe ich sie. Ich bin aber noch nicht zu Ende. Darf ich den Faden wieder aufnehmen?

G. Ich höre sehr gerne zu.

F. Die **Entstehung** von Jenseitsreligionen ist also durchaus kein Rätsel, ihr **Fortbestand** durch Jahrtausende ebenso wenig. Denn erstens befindet sich ein grosser Teil der Menschheit noch immer in einem Notzustand, sonst müsste nicht durch 'unsere heutige Hochkultur der Hilfeschrei «Brot für Brüder!» gellen. Zweitens gibt es ein Leben ohne Leid überhaupt nicht, wenn man dabei auch nur an den Schrecken vor dem Tode, an die Trauer um Tote und an Krankheiten denkt, nicht an das Leid, das die Menschen einander zufügen. Drittens übernimmt jedes neue Geschlecht die Gefühls- und Denkweise der Erzeuger sozusagen automatisch, abgesehen von der Nötigung, die es durch diese erfährt. Und viertens dürfen wir im christlichen Kulturreis die Kirche nicht vergessen, die mit ihrer geistigen und materiellen Machtfülle und vielerorts als gehätscheltes Liebkind des Staates das tägliche Leben mit ihrer Gegenwart durchsetzt; man denke einzig an ihren Einfluss auf die Schule, auch wo diese nicht konfessionell geteilt ist. Trotzdem ist es verwunderlich, dass auch kluge, in weltlichen Dingen sehr realistisch denkende Menschen die Jenseitsphantasien in ihre Weltanschauung einbeziehen und mit dem Sinn des Lebens in Zusammenhang bringen.

G. Das Bildhafte am Jenseits ist dem einzelnen Gläubigen überlassen, von der primitiven Uebertragung des irdischen Seins

in einen ziemlich materiell gedachten Himmel bis zur gestaltlosen Vergeistigung. Eines ist aber allen gemeinsam: der Glaube an eine allumfassende und allerfüllende schöpferische, im Kosmos wie im kleinen Menschenleben gesetzgebende und in diesem auch richterliche Macht. Das Einbezogensein in diese unendliche All-Einheit bedeutet für uns Menschen Verpflichtung und Verantwortlichkeit und gibt unserm Leben nicht nur vom religiösen, sondern auch vom rein ethischen Standpunkt aus gesehen den Sinn.

F. All-Einheit — in naturwissenschaftlichem Sinne einverstanden. Verpflichtung und Verantwortlichkeit als ethische Grundprinzipien — einverstanden. Wozu aber der Umweg durch das mystische Phantasiendschungel, da sich uns das Verhalten gemäss diesen Prinzipien Tag für Tag als Notwendigkeit aufdrängt? Ohne das gäbe es ja gar kein geordnetes Gesellschaftsleben.

G. Wozu? Oder vielmehr: Warum? — Weil der Mensch ein höchst labiles Wesen ist, ein schwankendes Rohr in den Winden Gut und Böse. Deshalb **kann** er seinen Halt nicht im Menschlichen finden; er ist auf Stützung und Führung von oben einfach angewiesen. Und wohl ihm, dass er es erkennt und die Hilfe dankbar annimmt.

F. Ich singe uns Menschen kein Preislied. Ein Blick in die Vergangenheit wirkt nicht ermutigend; der erbitterte Kampf ums Dasein, man darf schon sagen «aller gegen alle», ist noch nicht überwunden. Trotzdem teile ich Ihren Pessimismus keineswegs.

G. Pessimismus? Verstehe ich nicht.

F. Ja, schwarzer, nicht nur grauer Pessimismus ist es, wenn man den Menschen als ein ewig unverbesserliches Fehlprodukt der sogenannten Schöpfung ansieht, unfähig, sich allmählich von den ihm aus der Urzeit anhaftenden Schlacken zu befreien, als eine willenlose Marionette an den Fäden eines geheimnisvoll verborgenen Akteurs. Ich denke darüber so: Der Mensch ist als Teil der All-Einheit, von der Sie gesprochen haben, in die allgemeine Entwicklung und Wandlung einbezogen. Und wenn diese im Körperlichen auch abgeschlossen zu sein scheint, so geht sie doch in geistig-seelischer Beziehung, in der Seinserfassung und Seinsgestaltung, weiter, auch hier unmerkbar langsam, unterbrochen von Rückschlägen ins Barbarische, wie jeder Krieg zeigt. Aber am Ende angelangt sind wir sicher nicht. Wir befinden uns auf einer Stufe des Werdens, vielleicht noch ziemlich tief unten auf der Leiter der Möglichkeiten. Das wissen wir nicht. Diese «Stufen» ergeben sich aber nicht von selber, und sie werden nicht von einem imaginären Zimmermann angelegt. Wir Menschen müssen sie schaffen; besser gesagt: wir Menschen müssen sie **sein**, und noch besser: wir Menschen müssen sie ganz bewusst **sein wollen**.

G. Schön gesagt. Aber wie das Wollen in die Tat umsetzen?

F. Es geht mit der Erziehung an. Und wenn wir erziehen wollen, müssen wir von der Voraussetzung ausgehen, dass überhaupt etwas zu machen ist, dass schlummernde Kräfte vorhanden sind, die geweckt und gefördert werden können.

G. Selbstverständlich.

F. Nein, gerade von Ihrem Standpunkt aus nicht selbstverständlich, sondern ausgeschlossen.

G. Wie kommen Sie auf diese Idee?

F. Weil Sie nicht an des Menschen eigene Kraft, sondern an die übernatürliche Krücke glauben, die ihm erst ermögliche,

sich aufrecht zu erhalten. In meinen Augen ist der junge Mensch ein Fruchtkern in fester Erde. Dass er wie der vom Gärtner gesetzte Schoss zunächst der Stütze bedarf, um nicht von zufälligen Winden schiefgedrückt zu werden, ist klar. Das Kind ist ja in seiner Hilflosigkeit von sich aus in jedem Sinne anlehnungsbedürftig. Doch regt sich bald in ihm auch der Drang nach freier Entfaltung; die **eigene Kraft** will zu ihrem Rechte kommen. Und dieser Kraft ein sinnvolles und beglückendes Tätigkeitsfeld zu öffnen, darin erblicke ich die Aufgabe der Erziehung.

G. Ganz, was auch ich denke.

F. Das ist auch gar nichts Neues, gehört zum pädagogischen ABC. Ich spreche hier davon nur, weil – oft unter dem Druck der Verhältnisse, oft ohne solchen – allzu einseitig das **Materialie** als Tätigkeitsfeld angesehen und das erzieherische Streben auf das **Erfolghaben** ausgerichtet wird.

G. Ist wohl richtig. Aber auf Erfolg gehen schliesslich wir alle aus.

F. Schon wahr. Aber es kommt auf die Mittel an, die wir dabei verwenden, und auf die Gesinnung, die uns bei der Wahl der Mittel leitet. Der Begriff «Erfolg» ist nicht so harmlos, wie er aussieht. Erfolg ist vielleicht das Ergebnis eines rücksichtslosen Kampfes und bedeutet für den, gegen den er errungen wurde, Niederlage, Verlust, Ruin. Diesem Kampf um den Erfolg verdanken wir das Chaos, in dem wir uns befinden.

G. Haben Sie mit «Chaos» nicht doch etwas zu viel gesagt?

F. Darauf gibt Ihnen jedes Zeitungsblatt, das Sie zur Hand nehmen, Antwort: Wo Sie hinschauen, Kriege, Revolutionen, Hungersnöte, Terrorismen, Verbrechen gegen Gut und Leben, Ausschweifungen, bitterste Armut neben verrückter Verschwendungs- und Vergnugungssucht. Dazu das erbarmungslose Du oder Ich im Wirtschaftsleben. Der Stärkere stampft den Schwächeren nieder. Ich nenne das ein Chaos.

G. Ja, wenn man's so richtig überlegt –

F. Ein Chaos aber ist sinnlos. Wenn wir also von einem Sinn des Lebens überhaupt reden wollen, so gilt es, das Chaos zu überwinden, es schliesslich zur Harmonie umzuwandeln. Und Harmonie in den menschlichen Beziehungen ist gleichbedeutend mit **Friede**, worunter aber nicht nur der Wegfall der Völkermorde zu verstehen ist, sondern, beinahe als Voraussetzung dazu, die Ueberwindung der **Selbstsucht** im Alltag der menschlichen Gesellschaft. Sie ist aus dem ursprünglichen Selbsterhaltungswillen hervorgegangen, hat sich aber im Laufe der Zeit und mit zunehmender Kultivierung zur eigentlichen Epidemie im Menschheitsleben gesteigert. Sie ist der Hauptantrieb des menschlichen Handelns; das **Ich** ist der grosse Götze, dem wir opfern, verstehe man darunter den einzelnen Menschen oder eine Interessengruppe von der Familie an bis zur Nation. Auch bei den Christen heisst ja das grosse Anliegen: «Was muss ich tun, damit **ich** selig werde?» Wer kümmert sich um die «Seligkeit» der andern!

G. Es geschieht aber auch viel Gutes, aus reinem Mitgefühl heraus.

F. Ich verkenne die Bedeutung dieses Tropfens auf den heißen Stein nicht; aber er ist ein Almosen, und wo solche nötig sind, klappt etwas im Gefüge der menschlichen Gesellschaft nicht.

G. Wohl wahr. Aber wo und wie wollen Sie mit der grossen moralischen Umwandlung anfangen?

F. Anfangen? Wir stehen nicht an einem Anfang. Das beweisen schon die grossen Hilfleistungen, an die Sie vermutlich denken, über die Grenzen der Länder, Erdteile, Kulturen, Rassen hinaus, ebenso die zahllosen kleinen Guttaten im Alltag zwischen Mensch und Mensch.

G. Widerspricht dies nicht Ihrer Theorie vom Chaos?

F. Nein. Die Tatsache, dass draussen in Sturm und grimmiger Kälte Menschen frieren und umkommen, wird nicht aufgehoben durch das Beisammensein und Einanderwohltun anderer Menschen in der warmen Stube.

G. Gut, gut. Bitte weiter!

F. Natürlich bildet jeder Mensch, der zur Welt kommt, einen Anfang, vielleicht sogar im Sinne der besprochenen Umwandlung. Das kommt aber nicht von selber; es bedarf eines Anstosses, einer Grundlegung, und dann der dauernden Pflege des in die junge Seele gesenkten Gedanken- und Gemütsgutes. Diese Pflege bedeutet aber nicht in erster Linie Wort, wenn dieses auch unerlässlich ist, sondern **Tat**, lebendiges, eindrückliches **Beispiel**. Beispiel ist ja einfach ein anderes Wort für Erziehung, im guten und schlechten Sinne. Damit bin ich wieder bei einer Binsenwahrheit angelangt. Aber es sind ja eben die Binsenwahrheiten, die, weil sie so einfach und selbstverständlich erscheinen, am wenigsten beachtet und in die Tat umgesetzt werden. – Um nun in der Umwandlung des in der Menschheit herrschenden Kriegszustandes zum Friedenszustand ein klein bisschen weiter, um ein bescheidenes Stüfchen höher zu kommen – das heisst: um die Zahl der Einsichtigen und Wollenden in der heranwachsenden Generation zu mehren, muss es für diese klar erkennbar sein, dass wir, ihre Vorbilder und Erzieher, unser Tun nicht in erster Linie im Hinblick auf das eigene Wunsch- und Nützlichkeitsfeld einrichten, sondern dass wir uns vor die Gewissensfrage stellen: Wie wirkt es auf meine Mitmenschen? Bringt es sie mir näher oder entfernt es sie von mir? Tue ich ihnen wohl oder wehe? Und so weiter.

G. Höchst beherzigenswert.

F. Diese Selbstprüfung und Ein-, vielleicht sogar Unterordnung zugunsten eines heute noch fast utopisch erscheinenden Fernzieles geht allerdings nicht ohne Selbstüberwindungen und Verzichte ab. Man kann sie als Opfer bezeichnen. Dabei muss man aber bedenken, dass kein grosses Werk ohne Opfer geschaffen wird. Und ich betrachte diese Voraarbeit am Werden einer besseren Zukunft als Beteiligung an einem grossen Werke, vielleicht dem grössten, das überhaupt denkbar ist. – Wenn ich so darüber nachsinne, kommen mir jeweils Schillers Worte ins Gedächtnis: «Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie! Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!» Schiller hat diese Worte zwar nur an die Künstler gerichtet. Sie gehen aber uns alle an; denn es gibt keinen Menschen, der nicht durch die Art seiner Lebensauffassung und Lebensart an der Mehrung oder Minderung der Menschheitswürde beteiligt wäre. Wer dies erfasst hat, weiss über den Sinn des Lebens Bescheid und braucht ihn nicht aus mystischen Bezirken herzuzaubern. – Damit bin ich zu Ende.

G. Ich danke Ihnen. (Dann, nach einem Schweigeweilchen:) Sie haben mich zwar in meinem Gottesglauben nicht irre gemacht, aber Sie haben mir viel zu denken gegeben.

F. Mehr wollte ich nicht.

Die beiden Männer erhoben sich, nahmen eine weitere Zusammenkunft in Aussicht, tauschten die Adressen aus und gingen mit kräftigem Händedruck auseinander.